



Friedrich der Große in der
Schlacht bei Hochkirch 1758
Gemälde von Adolph Menzel

Seiner Zeit voraus

Friedrich II. galt zunächst als verträumter Philosoph. Doch als König zeigte er rasch Machtinstinkt und strategisches Geschick. Inspiriert von der Aufklärung, blieb er absoluter Monarch und erwies sich dennoch als Modernisierer.

Von UWE KLUSMANN

Grausamer kann eine Jugendfreundschaft nicht enden als an diesem grauen Morgen des 6. November 1730. Friedrich, 18-jähriger Kronprinz von Preußen, steht in brauner Häftlingskleidung in einer Arrestzelle des Schlosses Küstrin östlich der Oder. Vor dem Fenster sieht er seinen 26-jährigen Freund, Leutnant Hans Hermann von Katte, zum letzten Mal. Mit ihm hatte er vor dem despotischen Vater nach England fliehen wollen.

Katte, als Deserteur zum Tode verurteilt, geht, begleitet von zwei Geistlichen, zum Richtplatz. Friedrichs Vater, König Friedrich Wilhelm I., hat das Todesurteil erwirkt. Und er hat alle Bitten seines Sohnes abgelehnt, den Freund nicht hinzurichten. Fünf Tage vor der Vollstreckung verkündet der König, was Katte angehe, sei es „besser, dass er stirbe, als dass die Gerechtigkeit aus der Welt käme“.

Als der Delinquent auf seinem Weg zur Hinrichtungsstätte hinter einer Gebäudeecke verschwindet, fällt Friedrich in Ohnmacht. Zwei Wochen später leistet der Kronprinz vor einer siebenköpfigen Kommission von Militärs und Beamten, die sein Vater entsandt hat, einen Eid. Er verspricht, sich künftig vollkommen dem Willen des Königs zu fügen.

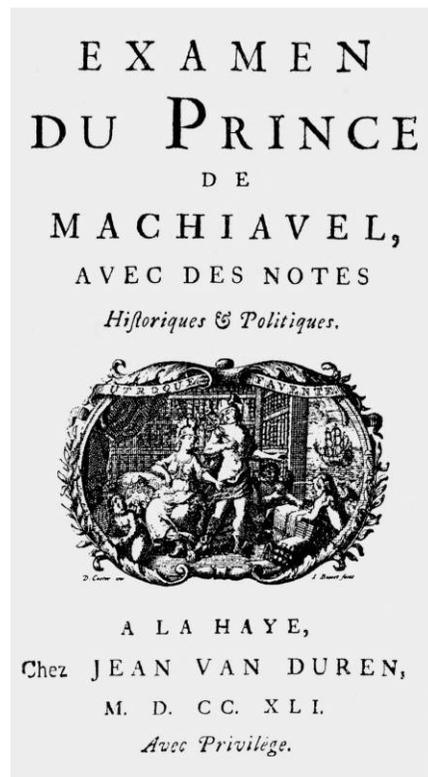
Leicht kann ihm das nicht fallen. Seit früher Jugend erlebte er seinen Vater als Tyrannen. Mit Stockschlägen und Ziehen an den Haaren versuchte der „Soldatenkönig“ dem Sohn die musischen und philosophischen Flausen auszutreiben.

Der vom Hof verbannte Jungfürst Friedrich erhält in Küstrin ein Haus mit einem kleinen Hofstaat, als eine Art Prinz auf Probe, ohne Offiziersuniform. Friedrich studiert die Verwaltung der staatlichen Landgüter, der Domänen, und auch die Kunst, sich zu verstellen. In der Festung Küstrin legt er sich jenen Schutzpanzer zu, der es ihm ermöglicht, später auch die schwersten Herausforderungen mit kühlem Verstand und Härte zu bestehen.

Im August 1731 besucht der König seinen Sohn. Der fällt ihm zu Füßen, die beiden versöhnen sich. Von nun an steht Friedrich ganz im Dienste des preußi-

schen Staates. Ende Februar 1732 ernannt der König den Sohn zum Obersten und Befehlshaber eines Regiments in Ruppin. Friedrich zieht die blaue Uniform an, von der er sich bis an sein Lebensende nicht mehr trennen wird.

Auf Drängen seines Vaters heiratet er 1733 die Tochter des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel, Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern. Was er von seiner künftigen Ehefrau hält, verrät



Friedrichs „Antimachiavell“
Ausgabe von 1741

Friedrich vier Tage vor der Verlobung im März 1732 in einem Brief an seine Schwester Wilhelmine. „Die Person“, wie er sie nennt, sei „sehr schlecht erzogen, ist blöde und weiß sich nicht zu benehmen“.

Seine Schwestern Wilhelmine und Amalie gehören zu den wenigen Frauen, die er achtet und denen er vertraut. Seine Ehefrau hingegen wird er bald dauerhaft von sich fernhalten.

Glückliche Jahre, in denen er seinen Neigungen nachgehen kann, genießt der junge Prinz von 1736 bis 1740 im Schloss Rheinsberg nordwestlich von Berlin.

Dort hält sich Friedrich vor allem im Südflügel mit Turmzimmer auf. Darin richtet er seine Schreibkammer ein, seine Bibliothek und das Kabinett.

Dort hat er einen freien Blick auf den See und den Park. Im Schloss verbringt er „glückliche Tage“, wie er einem Freund schreibt. In Rheinsberg ist er ohne Sorge, „sans souci“, ein Zustand, an den ihn später nur noch die Bezeichnung seiner Residenz in Potsdam erinnern wird.

Das idyllische Schloss wird zur geistigen Schmiede. Dort befasst er sich von morgens früh um vier an mit den Schriften von Philosophen, antiken wie zeitgenössischen, und mit der französischen klassischen Literatur.

Die französische Sprache beherrscht der zweisprachig erzogene Kronprinz dank einer hugenottischen Gouvernante und eines Lehrers seit Kindertagen. Als Erwachsener präferiert er Französisch, weil er es als elegant empfindet und als die Welt-Literatursprache ansieht. So parliert er mit französischen Philosophen, vor allem mit Voltaire (siehe Seite 52).

In Rheinsberg umgibt sich der junge Fürst mit Offizieren und Intellektuellen. Er spielt Querflöte und lässt Feste organisieren. An Tafelrunden mit rund zwei Dutzend Teilnehmern wird gestritten über Kunst, Literatur, Philosophie und Geschichte.

Wie sehr der junge Königssohn neuen Ideen aufgeschlossen ist, zeigt er mit 26 Jahren durch seinen Beitritt zu einer Freimaurerloge. Er stiftet im März 1739 sogar eine Hofloge, die mindestens bis November 1740 tätig ist. In späteren Jahren nimmt er als König zwar nicht mehr an Freimaurerversammlungen teil, wendet sich aber auch nie gänzlich von dieser Institution der Aufklärung ab.

Wissensdurst treibt Friedrich an. Wie ein „Galeerensträfling“, so seine Worte, bildet sich der Kronprinz fort. Er liest viel und gründlich, schreibt Essays und Briefe, die er schon mal mit „Frédéric le Philosophe“ unterzeichnet.

Seine Studien sind mehr als intellektueller Zeitvertreib. Der junge Mann, der weiß, dass er eines Tages Preußen regieren wird, sucht nach einer Weltanschauung, nach geistigen Grundlagen eines zukunftsreichen Staates.

Friedrichs bedeutendste Schrift aus dieser Zeit ist 1739 der „Antimachiavell“,

Der „Soldatenkönig“ versuchte mit Stockschlägen, dem Sohn die philosophischen Flausen auszutreiben.

Friedrich der Große nach der
Schlacht von Kolin, 1757
Historienbild, 19. Jahrhundert





Österreichs Herrscherin Maria Theresia im ungarischen Krönungsornat, Russlands Zarin Katharina II. Zeitgenössische Gemälde



eine Polemik gegen das Buch „Il principe“ (Der Fürst) des italienischen Staatstheoretikers Niccolò Machiavelli von 1532. In einer Mischung aus moralischer Empörung und politischer Kritik rechnet er mit dem „ruchlosen“ Italiener ab.

Dabei ringen offenkundig zwei Seelen in seiner Brust. Inspiriert von französischer Philosophie, will Friedrich Wegbereiter einer aufgeklärten Zeit sein: „Das Interesse eines Fürsten sollte also darin bestehen, ein Land volkreich und blühend zu machen.“ Der 27-Jährige schreibt vom „Weg der Gerechtigkeit“ und der „Weltklugheit“, den ein Fürst beschreiten solle. Das sind neue Töne für jemanden, der sich anschiekt, Herrscher im Herzen Europas zu werden.

Friedrich ist überzeugt, dass Autoritäten nur so lange im Volk anerkannt werden, wie sie eine sittliche Berechtigung haben. Zugleich billigt Friedrich in seiner Schrift dem Fürsten zu, in einem „Interessenkrieg“ gegen auswärtige Gegner im Interesse seines Volkes zur Gewalt zu greifen.

Diese Maxime wird er schon wenig später als König in die Tat umsetzen. Denn ihm bleibt weniger Zeit, sich auf

die Staatsführung vorzubereiten, als er womöglich gehofft hatte. Der Tod seines Vaters am 31. Mai 1740 macht den 28-Jährigen zum König.

Für Preußen beginnt eine neue Ära. Als am Morgen des 1. Juni das Regiment Glasenapp unter dem Fenster seines Schlafzimmers im Charlottenburger Schloss auf ihn vereidigt wird, ersetzt er gewissermaßen die Flöte durch den Degen. Die 80 000-Mann-Armee wird Friedrich innerhalb von 20 Jahren auf eine Sollstärke von 160 000 Mann aufstocken. Die Truppe verschlingt 72 Prozent der Staatseinnahmen des Agrarlandes Preußen, das sein Budget zu 50 Prozent mit Hilfe staatlicher Güter finanziert. Mit 2,24 Millionen Menschen ist das Königreich so schwach besiedelt, dass Friedrich eine Einwanderungspolitik propagiert.

Im ersten Monat seiner Herrschaft verkündet er: „Alle Religionen sind gleich und gut, wenn nur die Leute, die sich zu ihnen bekennen, ehrliche Leute sind. Und wenn Türken und Heiden kämen und wollten das Land bevölkern,

dann würden wir ihnen Moscheen und Kirchen bauen.“ Den König interessieren weniger Glaube und Herkunft seiner Untertanen als ihre Fertigkeiten und der Nutzen, den sie dem Land bringen können.

Gegenüber einer Gruppe von Zuwanderern aber verhält sich Friedrich äußerst skeptisch: den Juden. Zwar leben 1750 in Preußen 203 „Schutzjuden“, die ihr Eigentum auf ein Kind vererben dürfen. Zwar können sie Synagogen errichten und ihre Religion ausüben. Aber die Mehrheit der 2188 Juden im Berlin des Jahres 1750 lebt am Rande der Gesellschaft, ohne volle staatsbürgerliche Rechte. Die Bevölkerung betrachtet sie mit einem tiefverwurzelten Misstrauen, von dem auch der König nicht frei ist.

Dass er kein Befürworter der Judenemanzipation ist, dokumentiert Friedrich 1752 in seinem „Politischen Testament“. Darin behauptet er, die Juden gehörten „von allen Glaubensrichtungen der gefährlichsten an“, sie seien „unnützlich für den Staat“.

„Wir“, so Friedrich, „brauchen dieses Volk, um in Polen einen bestimmten Handel zu treiben, es muss aber vermie-

Preußen vor Beginn des Siebenjährigen Krieges



den werden, dass die Zahl an Juden steigt.“ Der Staat müsse „ihren Handel einengen, verhindern, dass sie Unternehmungen im Großen machen, und darauf sehen, dass sie nur Kleinhändler bleiben“.

Mehr sagen ihm Franzosen zu, die schon 1724 fast neun Prozent der Berliner Bevölkerung stellen. Die französischen Migranten integrieren sich rasch und machen Karriere bei Hofe und in der Wissenschaft.

Der König will Preußen für Zuwanderer anziehend machen durch mehr geistige Freiheit und religiöse Duldsamkeit: „Die Religionen müssen alle toleriert werden. Denn hier muss ein jeder nach seiner Façon hier werden.“

Dabei sind seine ersten Reformschritte widersprüchlich: Er schafft die Folter ab, bei Verdacht auf Hochverrat oder Massenmord gestattet er sie jedoch zunächst weiter. Der König verbietet die Prügelstrafe in den Kadettenanstalten –

und behält in der Armee das „Spießrutenlaufen“ für Deserteure bei. Er schafft zunächst die Zensur weitgehend ab für Zeitungen, deren Auflage 200 Exemplare kaum übersteigt – und führt sie noch am Ende des Jahres 1740 wieder ein, als er zu seinem ersten militärischen Schlag ausholt.

Im Dezember 1740 marschiert der Preußenherrscher mit 28 000 Soldaten nach Schlesien ein, damals ein Teil des Habsburgerreiches. Der preußische König annektiert die Provinz. Der Gewaltstreich ohne Kriegserklärung hat keine Rechtsgrundlage. Einem Freund gesteht der 29-jährige Friedrich zwei Monate nach Beginn des Feldzugs: „Ich liebe den Krieg um des Ruhmes willen.“

Doch Friedrich treibt nicht nur Geltungssucht. Das wirtschaftlich entwickelte Schlesien, dessen Protestanten die Preußen als Befreier begrüßen, nimmt eine strategische Schlüsselstellung ein. Mit der Kontrolle über Schle-

sien kann Preußen das böhmische Herzland des Habsburgerreiches bedrohen. Preußen ist jetzt eine Großmacht, auf Augenhöhe mit Österreich.

Sein gewagtes Vorgehen macht dem Preußenkönig Maria Theresia zum Feind. Ein im Juli 1742 zwischen Wien und Berlin geschlossener Frieden ist nur ein Intermezzo vor einem neuen Krieg. Denn die Wiener Hofburg hat den Verlust Schlesiens nicht verwunden und sucht sich Verbündete.

Um eine Revanche des Hauses Österreich zu verhindern, marschiert Friedrich am 17. August 1744 in Sachsen ein, erneut ohne Kriegserklärung. Der junge Preußenherrscher will sich Böhmen sichern, um die Habsburger entscheidend zu schwächen. Schon vier Wochen später rücken seine Truppen im damals überwiegend deutschsprachigen Prag ein. Doch südlich der böhmischen Metropole bleibt die preußische Offensive stecken. Friedrichs Armee muss sich zu-

Mit der Kontrolle über Schlesien ist Preußen eine **Großmacht**, auf Augenhöhe mit Österreich.

rückziehen, dezimiert durch einen sehr beweglichen österreichischen Gegner, durch Typhus, Ruhr und Fahnenflucht gewaltsam rekrutierter Soldaten.

Doch beim Rückzug nach Schlesien gelingt es dem König überraschend, die zahlenmäßig überlegenen Österreicher im Juni 1745 in der Schlacht bei Hohenfriedeberg zu schlagen. Friedrich ist, ungewöhnlich für einen Fürsten, täglich in der Armee präsent. Unmittelbar verbreitet er bei seinen Soldaten Siegeszuversicht.

Der Nimbus des unbesiegbaren preußischen Heeres ist der eigentliche Gewinn, den der König aus dem Krieg zieht. Noch am Rande des Schlachtfelds komponiert der musische Monarch einer Legende nach den Hohenfriedeberg Marsch. Im Frieden von Dresden bestätigt Maria Theresia im Dezember 1745 dem Preußenkönig seine schlesischen Eroberungen.

Den militärischen Erfolg sieht der spartanische Träger einer soldatischen Staatsidee vor allem als Garantie für ein friedliches Aufbauwerk. Von jetzt an wird Friedrich im Volk „der Große“ genannt.

Groß sind in jedem Fall die Pläne des erst knapp 34-Jährigen, der schon an Gicht und Hämorrhoiden leidet. Sein Konzept einer „volksfreundlichen Arbeitsmonarchie“, so der Friedrich-Biograf Wolfgang Venohr, schafft „das erste deutsche Wirtschaftswunder“.

Ab 1747 lässt Friedrich das sumpfige Oderbruch entwässern, später wird er das Werk an den Ufern der Warthe fortsetzen. Zehntausende Siedler erhalten Land zur Bewirtschaftung. In Pommern lässt er durch Waldrodungen Land urbar machen.

Der Staat fördert den Aufbau von Betrieben der Bekleidungs- und Metallindustrie. Der Landesherr, der weiß, dass wirtschaftlicher Aufstieg Rechtssicherheit erfordert, beginnt eine Justizreform. Zunächst weist er im Januar 1745 an, alle verschleppten Prozesse binnen Jahresfrist abzuschließen. Mit der Reform beauftragt er Justizminister Samuel von Cocceji. Der 65-jährige frühere Kammergerichtspräsident kümmert sich darum, Richter besser auszubilden, einheitlich

zu besolden und effektiver arbeiten zu lassen. 1748 schafft er erstmals einen für alle Instanzen verbindlichen höchsten Gerichtshof in Preußen, genannt das „Große Friedrichs-Kollegium“.

Der Minister inspeziert Provinzgerichte und arbeitet an einem Gesetzbuch, dem Landrecht. Das Rechtswesen unter Friedrich II. wird einheitlich, arbeitet erheblich schneller als zuvor und für die Bürger verständlicher – ein großer Fortschritt.

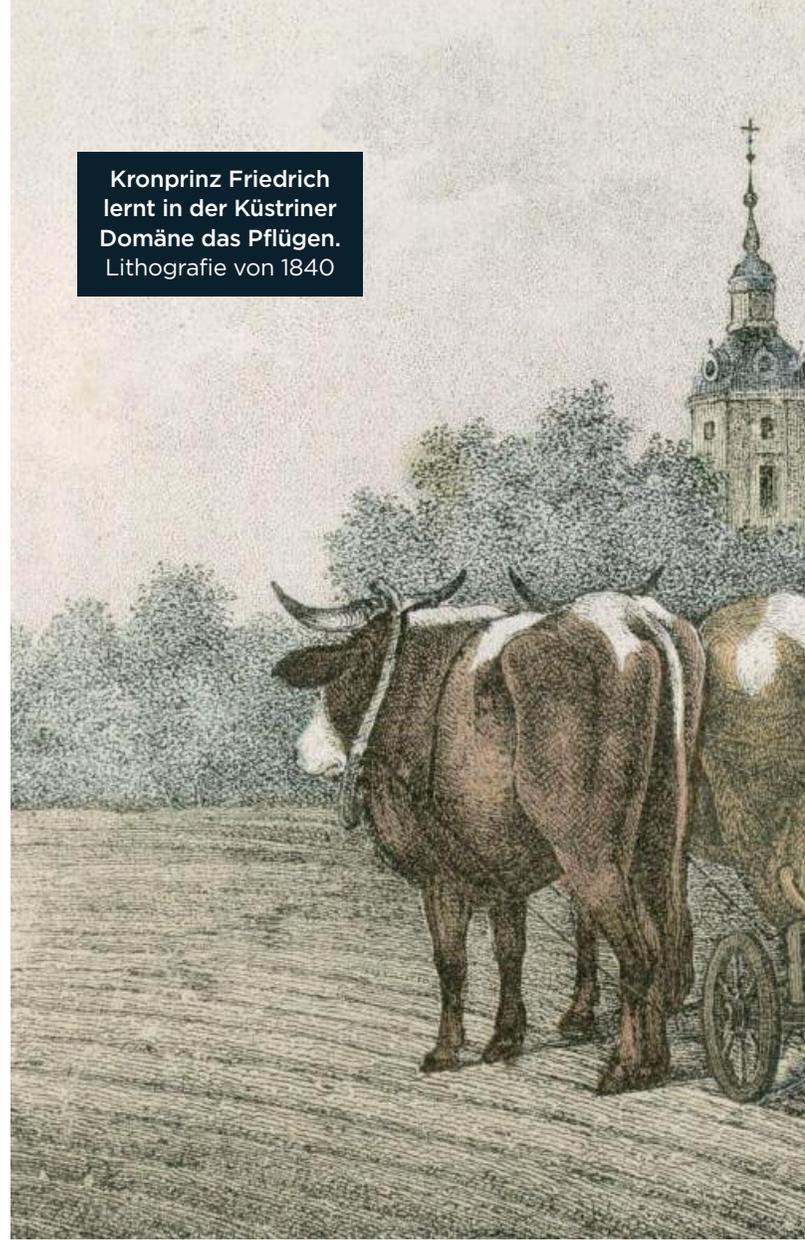
In der Wissenschaft will Friedrich das provinzielle Preußen auf die Höhe Frankreichs bringen. So gewinnt er den führenden europäischen Mathematiker und Universalgelehrten Pierre-Louis Moreau de Maupertuis als

Vorsitzenden der Akademie der Wissenschaften. Zu den Sitzungsberichten der Akademie, den „Mémoires“, trägt der König durch eigene Publikationen bei. Die Akademie gewinnt dadurch erheblich an Ansehen.

Auch kulturell geht der König daran, Preußens Rückständigkeit zu überwinden. In Berlin wird das 1743 fertiggestellte Opernhaus Unter den Linden zum gesellschaftlichen Mittelpunkt. Unverkennbar ist Friedrichs Ziel, Preußen zum vitalen Kraftzentrum Deutschlands zu machen.

Am Rande Potsdams errichtet Friedrich 1745 bis 1747 seine Residenz „Sanssouci“. Das königliche Haus zeigt einen scharfen Kontrast zum prunkvollen Sommerschloss Schönbrunn bei Wien,

Kronprinz Friedrich lernt in der Küstriner Domäne das Pflügen. Lithografie von 1840



das Maria Theresia fast zeitgleich vollenden lässt. Mit Sanssouci entsteht die vergleichsweise schlichte Residenz eines Königs, der von Pomp nicht viel hält.

Dort sammelt er bei Tafelrunden profilierte Geistesgrößen um sich wie Voltaire, den Schriftsteller und Schöngest Francesco Algarotti und den philosophischen Provokateur Julien Offray de La Mettrie. Dabei gehen intellektuelle Debatten schon mal fließend in derbe Herrenabende über.

Dass ihm moralisierendes Muckertum fremd ist, demonstriert Friedrich im Park von Sanssouci. Dort stellt er die 130 Zentimeter große Bronzestatue des „Betenden Knaben“ auf. Die gilt als Bildnis von Antinous, dem „Lustknaben“ des Kaisers Hadrian.

Nach den Schlesischen Kriegen wird **der erfolgreiche König** im Volk „Friedrich der Große“ genannt.



Dem vermeintlichen Weiberfeind Friedrich sind die Probleme der Frauen seiner Zeit nicht gleichgültig. Das zeigt der König 1749 auf verblüffende Weise in seiner Schrift „Geist der Gesetze“, einer Abhandlung „über die Gründe, Gesetze einzuführen oder abzuschaffen“.

Darin schreibt Friedrich über das Tabuthema Abtreibung, die als „Kindesmord“ mit dem Tode bestraft wurde: „Ein Mädchen von zu zärtlichem Gemüt, das sich durch die Schwüre eines Wüstlings hat verführen lassen“, komme durch die bestehenden Gesetze „in die Notlage, zwischen dem Verlust der Ehre und ihrer unglücklichen Leibesfrucht zu wählen“. Künftig, so schlägt der König vor, sollten die „Folgen einer unvorsichtigen und flatterhaften Liebe nicht mehr mit Schande bedeckt“ sein. Die Praxis jener „Strenge der Richter“ jedoch, gegen die Friedrich polemisiert, ändert sich unter seiner Herrschaft nicht.

Friedrichs Triumph und auch seine Tragik bestehen oft darin, dass er geistig seiner Zeit in vielem vorausseilt. Der König ist aber nicht nur im philosophischen Sinne ein Anhänger der Aufklärung. Er erkennt früh die Bedeutung einer wirksamen Spionage, die er planmäßig ausbaut.

Wie wichtig ihm eine starke Auslandsaufklärung ist, schreibt er 1752 in seinem „Politischen Testament“. Es gelte, „um jeden Preis auch Personen zu gewinnen, die imstande sind, Nachrichten aus erster Quelle zu verschaffen“. Er habe im Ausland „elende Kreaturen“ anwerben lassen, die ihm „Chiffren und Geheimsachen ihrer Höfe“ beschafften.

Die Kundschafter, so der König poetisch, seien „wie Kompassse, die den Seefahrern die Richtung weisen, wenn die dunklen Wolken der Politik ihnen die Sicht rauben“.

Einen solchen Kompass besitzt der Preußenherrscher am Hofe des sächsischen Kurfürsten. Dort ist der Geheimschreiber Friedrich Wilhelm Menzel für ihn als Spion tätig. Die Spitzenquelle in Dresden verschafft ihm Abschriften der Korrespondenzen des sächsischen Hofes mit Österreich und Russland. Preußischen Geheimdienstlern gelingt es auch, Depeschen des holländischen Gesandten aus St. Petersburg zu kopieren, die über Berlin befördert werden.

Aus den Aufklärer-Quellen zeigt sich Friedrich ab 1755 ein bedrohliches Bild. Die Wiener Hofburg, durchdrungen von Rachedurst wegen des verlorenen Schlesiens, gönnt ihm sein Aufbauwerk nicht. Sie will Preußen mit Hilfe Russlands und Frankreichs 1757 angreifen. Friedrich entschließt sich, den Einkreisern zuvorzukommen, die ihm zahlenmäßig um ein Vielfaches überlegen sind.

Am 29. August 1756 lässt er seine Truppen mit mehr als 60 000 Mann ohne Kriegserklärung in Sachsen einrücken. Damit beginnt der Siebenjährige Krieg. Anfang September besetzen preußische Truppen Dresden und marschieren weiter nach Böhmen.

Im September 1756 veröffentlicht Friedrich ein „Manifest gegen Österreich“. Darin verkündet der preußische König erstmals, er sei „dem ganzen Deutschen Reiche“ verpflichtet. Dem drohe durch die Politik der Wiener Hofburg der „Untergang“. Preußens Herrscher setzt auf die Glaubenskraft seiner protestantischen Untertanen, indem er dem Hause Habsburg vorwirft, es wolle „die evangelische Freiheit unterdrücken“ und damit „seinen Despotismus in Deutschland aufrichten“.

In dieser Proklamation erscheint erstmals vage die Idee eines von Preußen geeinten Deutschland am politischen Horizont. Doch dafür ist die Zeit noch nicht reif. Militärisch bleibt Friedrich der Durchbruch versagt. Dem preußischen Heer gelingt es im Frühsommer 1757 nicht, Prag einzunehmen. Mitte Juni erleidet die königliche Truppe in der Schlacht von Kolin eine Niederlage, die Friedrich zum Rückzug nach Sachsen zwingt.

Im Sommer 1757 wird die Lage für den König bedrohlich. Französische und russische Truppen greifen Preußen an, im Herbst besetzen die Schweden Teile Pommerns. Gleichzeitig erobern die Österreicher Schlesien weitgehend zurück. Doch im November gewinnt der Preußenkönig bei Roßbach eine

Friedrich der Große auf Reisen
nach dem Siebenjährigen Krieg
Gemälde von Adolph Menzel



Schlacht gegen die doppelt so starken Franzosen.

In der Schlacht bei Leuthen gegen die Österreicher im Dezember 1757 erringt Friedrich seinen größten militärischen Erfolg. Mit einer „schrägen Schlachtordnung“ seiner mobilen Truppen greift er den Gegner unerwartet von der Seite an. Für die Österreicher wird es ein Debakel, sie verlieren etwa 22 000 Mann. Am Abend nach der Schlacht stimmen die erschöpften Soldaten in der Kälte den Choral an „Nun danket alle Gott“. Das Ereignis geht als „Choral von Leuthen“ in die Geschichte ein.

Es sind vor allem Landeskinder, Brandenburger, Pommern und Magdeburger, die sich für ihren König schlagen. Die Armee, die triumphiert, ist keine Söldnertruppe mehr, sondern ein Volksheer.

Der König, der sich als umsichtiger Taktiker und Stratege erweist, ist immer wieder unter seinen Soldaten. Doch so sehr der Geist von Leuthen seine Kämpfer beseelt, von einem siegreichen Kriegsende ist Preußen weit entfernt.

Die im August 1758 folgende Schlacht von Zorndorf gegen die Russen erweist sich nur als Teilerfolg. Sie verhindert zwar eine drohende Vereinigung russischer und

österreichischer Truppen, bringt aber auch den Preußen schwere Verluste.

Ein Jahr darauf erleidet Friedrichs Heer am 12. August 1759 bei Kunersdorf eine katastrophale Niederlage. Am Abend nach der Schlacht, in der 19 000 Preußen verwundet oder getötet werden, schreibt der König an seinen Kabinettsminister Karl Wilhelm Graf Finck von Finckenstein, seine Kleidung sei „von Schüssen durchbohrt“, und berichtet: „Zwei Pferde sind mir unter dem Leibe gefallen.“

Für einen Moment glaubt Friedrich, Preußen sei verloren: „Den Untergang



ger dem Hohenzollernstaat zugedacht haben. Kaiserin Maria Theresia hat im ersten Versailler Vertrag mit Frankreich 1756 ihr Ziel formuliert: „die totale Zerstörung Preußens“.

Dieses Ziel seiner Feinde weckt bei Friedrich einen unbeugsamen Widerstandswillen. Der Friedrich von Kunersdorf ist längst nicht mehr der junge Hasardeur des Ersten Schlesischen Krieges. „An den Staat denke ich, nicht an den Ruhm“, schreibt er acht Tage nach der Schlacht und fügt hinzu: „Unterliegt er trotz aller meiner Fürsorge, nachdem ich ihm alles geopfert habe, so muss ich die Bürde des Lebens abwerfen, die mich schon lange drückt und peinigt.“

Denn neben der Sorge um einen Staat am Rande des Abgrunds quält ihn die Gicht: „Lähmung am linken Arm, an beiden Füßen und am rechten Knie. Das einzige Glied, das ich noch gebrauchen kann, ist meine rechte Hand“, schreibt er im Oktober 1759.

Auf abschüssigem Weg befindet er sich auch mit der Finanzierung seiner Kriege. Ein Konsortium sogenannter Münzjuden um Veitel Heine Ephraim sorgt ab 1758 mit königlicher Billigung für eine Münzverschlechterung durch geringeren Edelmetallanteil. Es ist ein gewagtes Spiel mit der Inflation.

Doch schließlich kommt Friedrich die Kriegsmüdigkeit seiner Gegner zugute. Die

Wende bringt ein Todesfall im feindlichen Lager: Am 5. Januar 1762 stirbt in St. Petersburg die russische Zarin Elisabeth. Thronfolger Peter III. aus dem Hause Holstein-Gottorf ist ein begeisterter Verehrer Friedrichs. Russland verlässt das Bündnis mit Österreich und schließt im Mai 1762 einen Friedens- und Freundschaftsvertrag mit Preußen.

Sieben Monate später beginnen, vermittelt von der gerade auf den Thron gelangten Zarin Katharina II., auf Schloss Hubertusburg bei Leipzig Verhandlungen über ein Ende des Krieges. Im Februar 1763 vereinbaren Preußen, Österreich und Sachsen einen Frieden, der Preußen den Besitz Schlesiens sichert.

Doch der König will nicht als Sieger gefeiert werden. Als er nach Berlin zurückkehrt, lässt er den bereitgestellten Prunkwagen stehen und fährt auf Nebenstraßen zum Schloss Charlottenburg.

Friedrich wendet sich sogleich dem Aufbau des zerstörten Landes zu. Das Bündnis mit Russland ist dabei für ihn eine tragende Säule seiner Politik. Es sichert Preußen seine Stellung als Großmacht und seinem Volk den Frieden. Das gute Verhältnis zu den Russen erlaubt es ihm 1772, einen machtpolitischen Traum zu verwirklichen: Bei der ersten Teilung Polens annektiert Preußen Westpreußen und verbindet damit Ostpreußen mit dem Mutterland. Das vom örtlichen Adel vernachlässigte Gebiet, bewohnt von mehr als 350 000 Deutschen und Polen, lässt Friedrich planmäßig entwickeln, durch Bau von Straßen und Gebäuden.

Pläne zum Wiederaufstieg Preußens nach dem verheerenden Krieg, in dem das Land bis zu 400 000 Menschen verloren hat, lassen Friedrich keine Ruhe. Im Sommer steht er gegen vier Uhr morgens auf, im Winter gegen fünf Uhr. Ein Offizier berichtet ihm über die Lage in der Stadt, danach liest der König Briefe und Depeschen, die er mit knappen und oft sarkastischen Randnotizen versieht.

Auf zahlreichen Inspektionsreisen ins Land überwacht er den Wiederaufbau, der zügig voranschreitet. So werden allein bis 1765 in Schlesien 8000, in Pommern 6500 Häuser gebaut.

Der Alleinherrscher, der sein Leben auch in den Kriegsjahren stets mit Büchern verbracht hat, will aus einer Bevölkerung mit wohl mehr als 80 Prozent Analphabeten ein lesekundiges Volk machen. Er lässt Schulen bauen, in den ersten sechs Friedensjahren 750 allein in Schlesien. Doch vielerorts steht die vom König angeordnete Schulpflicht nur auf dem Papier, es fehlt an Gebäuden und Lehrern.

Mit einem neuen Justizminister treibt er die Arbeit an einem Gesetzbuch voran,

meines Vaterlandes werde ich nicht überleben.“ Doch wenige Tage später fasst er wieder Mut und schreibt seinem Bruder: „Das ist die furchtbarste Krisis meines Lebens. Jetzt heißt es siegen oder sterben.“

Dass Friedrich auch in scheinbar aussichtsloser Lage nicht aufgibt, liegt unter anderem daran, dass er frei ist von Illusionen, welches Schicksal die Habsbur-

Für einen Moment glaubt Friedrich, **Preußen sei verloren**, und schreibt, er werde dessen Untergang nicht überleben.

dessen Entwürfe 1784 bis 1788 zur Diskussion gestellt werden. Dabei zeigt Friedrich sich gespalten. Denn obwohl er in theoretischen Abhandlungen für die Herrschaft des Gesetzes plädiert, greift Friedrich 1779 in ein Gerichtsverfahren ein, in dem er die Interessen eines einfachen Mannes verletzt sieht. Der Müller Christian Arnold, dem ein Adliger das Wasser abgegraben hatte, war dadurch ruiniert worden. Friedrich sorgt dafür, dass der Müller seine gerichtlich beschlagnahmte Mühle samt Wasseranschluss zurückerhält.

Der demonstrative Eingriff, mit dem der König als oberster Gerichtsherr agiert, setzt symbolische Politik an die Stelle radikaler Reformen. Zwar schränkt er die Frondienste der Bauern für Adlige ein. Doch die Grundherren bleiben privilegiert und die Bauern ihnen erbuntertänig.

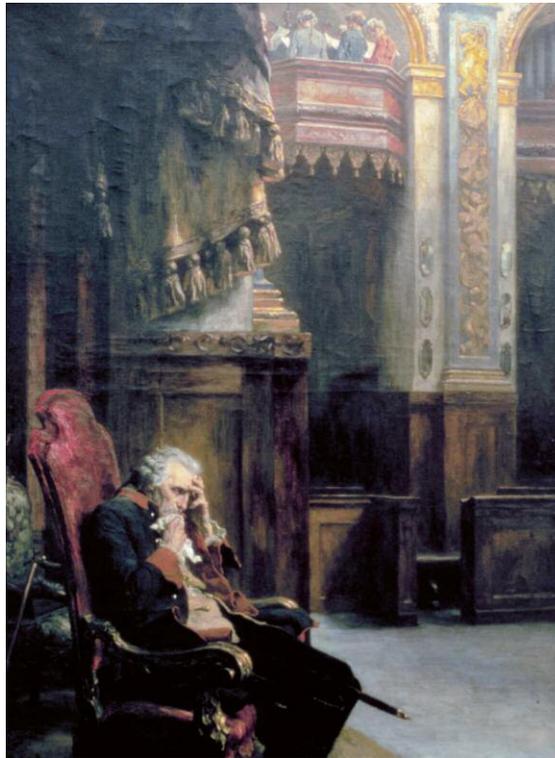
Den Rahmen des absolutistischen Systems, in dem er herrscht, kann und will Friedrich nicht verlassen. Doch seine Schrift über „Regierungsformen und Herrscherpflichten“, die er 1777 im Alter von 65 Jahren verfasst, weist über den Absolutismus weit hinaus.

Der Fürst, so der Preußenkönig, müsse „für die ganze Gemeinschaft sehen, denken und handeln“. Friedrich wendet sich gegen die übliche „Meinung, es genüge, Besitz zu haben, um zu Ansehen zu gelangen“. Denn dies führe zu „Eigennutz und Habsucht“, wie auch zu Korruption. Vom Fürsten fordert der Preußenkönig: „Er ist nur der erste Diener des Staates und ist verpflichtet, rechtschaffen, klug und völlig uneigennützig zu handeln, wie wenn er seinen Mitbürgern in jedem Augenblick Rechenschaft über seine Verwaltungstätigkeit abzulegen hätte.“

Nie zuvor hat ein europäischer Herrscher den Anspruch erhoben, eine Art Treuhänder des Volkes zu sein. Das Volk dankt es ihm mit tiefer Verehrung. Davon zeugt ein Bericht des englischen Gesandten Elliot. Der Diplomat notiert 1777, „wie das Volk sich freute, ihn zu Pferde zu se-

hen“, und berichtet vom „aufrichtigen Zuruf aller Schichten der Bevölkerung, die sich verbanden, ihre Begeisterung für ihren großen Monarchen zu bezeigen“.

Wie die Berliner reagieren, wenn sie ihren alten König sehen, beschreibt der spätere preußische General Friedrich August Ludwig von der Marwitz anlässlich der Rückkehr Friedrichs von einer Besichtigung im Mai 1785: „Das ganze Rondell und die Wilhelmstraße waren gedrückt voll Menschen, alle Fenster



Friedrich nach dem Siebenjährigen Krieg in der Schlosskapelle Charlottenburg (Historienbild)

voll, alle Häupter entblößt, überall das tiefste Schweigen und auf allen Gesichtern ein Ausdruck von Ehrfurcht und Vertrauen. Der König ritt ganz allein vorn und grüßte, indem er fortwährend den Hut abnahm. Er hat ihn vom Halleischen Tor bis zur Kochstraße gewiss zweihundert Mal abgenommen. Noch stand die Menge, entblößten Hauptes, schweigend, alle Augen auf den Fleck gerichtet, wo er verschwunden war, und es dauerte eine Weile, bis ein jeder sich sammelte und ruhig seines Weges ging.“

Diese Zuneigung gilt einem einsamen Monarchen in einer abgetragenen

Uniform. „Ich arbeite, gehe spazieren und sehe keinen Menschen“, schreibt er im Oktober 1784 an seinen Bruder Heinrich. Doch der Einsiedler von Sanssouci, dessen Körper mehr und mehr verfällt und der mit seinen geliebten Hunden durch den Schlosspark streift, bewahrt sich hinter seinen blauen Augen einen klaren Verstand und eine hohe soziale Sensibilität.

Im Dezember 1781, siebeneinhalb Jahre vor der Französischen Revolution, schreibt er dem Bruder Heinrich, „dass alle Monarchien durch Reichtum verderbt worden sind“. Und ergänzt eine Woche später, er halte „die großen Reichtümer für sittengefährdend“. Wenn der König dabei vor „Selbstbetrug im Verein mit Begehrlichkeit“ warnt und für „die Arbeit“ als „die sicherste Hüterin der Tugend“ plädiert, klingt er fast wie ein früher Sozialist.

Misstrauisch ist der Herrscher gegenüber der von Adligen dominierten Justiz. „Die Gesetze sind dazu da, die Schwachen vor der Bedrückung durch die Starken zu schützen. Sie würden überall beobachtet werden, wenn man ihren Vollstreckern scharf auf die Finger sähe.“

Friedrich, der sich schon mal selbstironisch als „alten Fasler“ und „mürrischen Kauz“ beschreibt, zeigt als Briefschreiber auch im hohen Alter sarkastischen Humor. So notiert der König, er habe „die Gicht bekämpft und sie durch Hunger bezwungen. Es wäre zu wünschen, dass die Spanier es ebenso mit Gibraltar machen“.

Am 10. August 1786 schreibt er an seine Schwester Charlotte: „Das Alter muss der Jugend weichen, damit jede Generation ihren Platz findet.“ Sieben Tage danach stirbt er in Sanssouci, im Alter von 74 Jahren.

Drei Jahrhunderte nach seiner Geburt gilt für den Preußenkönig, was Friedrich Schiller über den Schwedenkönig Gustav II. Adolf schrieb: „Der hohe Schwung, den der Geist dieses einzigen Mannes der Nation gegeben, überlebte noch lange Zeit seinen Schöpfer.“

Der Fürst, so der Preußenkönig, müsse „für die ganze Gemeinschaft sehen, denken und handeln“.